

Heinrich Greeven – Umrisse seines Lebens und Wirkens*

Leben und Werk Heinrich Greevens kann man nicht in einer Stunde angemessen würdigen. Dafür waren seine Lebensjahre zu reich und seine Interessen zu weit gespannt. Es wäre vermessen, die reiche Ernte seines Lebens und Wirkens, auf die er nach jahrzehntelanger, geduldiger und oft entsagungsvoller Arbeit zurückblicken konnte, hier in ihrer ganzen Breite vorstellen und ausloten zu wollen. Ich muß mich darum auf einige Schwerpunkte beschränken, beginne mit einem kurzen Abriß seines Lebens und wissenschaftlichen Werdegangs und wende mich dann zu seinen Arbeiten, vor allem zur Sozialethik, Textkritik und Eschatologie.

1. Heinrich Greeven wurde am 4. Oktober 1906 in Thorn geboren, wuchs als Sohn eines Landpfarrers in einem Dorf bei Bad Kreuznach auf, besuchte von 1916 bis 1925 das Humanistische Gymnasium in Bad Kreuznach und folgte dann, trotz seiner großen Zuneigung zur Musik (er hat u. a. jahrelang den Organistendienst in seiner Heimatgemeinde versehen) der in seiner Familie seit vier Generationen herrschenden Tradition und wurde Theologe. Von 1925 an studierte er zunächst 4 Semester Theologie in Tübingen, dann in Greifswald. In Tübingen erhielt er nachhaltige Eindrücke durch die bekannten Neutestamentler Wilhelm Heitmüller und Gerhard Kittel, in Greifswald empfing er entscheidende Impulse durch Kurt Deißner, Julius Schniewind und Rudolf Hermann, wobei er speziell zu seinem Doktorvater Kurt Deißner in einer Beziehung stand, die das Wissenschaftliche weit transzendierte und von ihm selbst als väterlich-freundschaftlich charakterisiert wurde. Aber auch Otto Bauernfeind und Joachim Jeremias, dessen Seminarassistent er vorübergehend war, sowie Ernst Lohmeyer und Hermann Wolfgang Bayer zählte er zu seinen Lehrern.

Nach Ablegung der 1. Theologischen Prüfung vor dem Konsistorium seiner Rheinischen Heimatkirche in Koblenz kehrte er 1929 nach Greifswald zurück, um sich auf seine Promotion vorzubereiten, die im Dezember 1930 erfolgte. Gleichzeitig war er Inspektor im Theologischen

* Vortrag, gehalten bei der Akademischen Gedenkfeier der Ruhr-Universität Bochum am 7. November 1991. – Vgl.: D. Heinrich Greeven D. D. 1906 – 1990, Akademische Gedenkfeier 7. November 1991, Ruhr-Universität Bochum, herausgegeben von der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Zusammenarbeit mit der Pressestelle der Ruhr-Universität Bochum, Bochum 1991, S. 9 ff.

Studienhaus. Am 13. Mai 1933 wurde er im Fach Neues Testament habilitiert.

Seine speziellen Interessen waren schon damals stark durch seine besonders ausgeprägte Sprachbegabung bestimmt. Als junger Dozent in Greifswald hat er sich unter Anleitung seines damaligen Kollegen und späteren Kölner Orientalisten Werner Cascel ausgiebig orientalistischen Studien gewidmet, vom Mandäischen bis zum Äthiopischen, vor allem aber hat er Syrisch und Arabisch gelernt. Sein Fernziel war damals eine neue Inangriffnahme des Diatessaron-Problems. Er begann den Evangelientext des Liber Graduum, einer anonymen syrischen Homiliensammlung, zu untersuchen und wollte damit in Orientalistik promovieren. Dem wurde durch seine Versetzung nach Heidelberg und die Entlassung von Cascel (der einen jüdischen Vater hatte) ein Ende gesetzt. Immerhin hatte er bis zum Kriegsausbruch auch noch so viel Armenisch gelernt, um Ephraims Kommentar zum Diatessaron selbständig verwerten zu können.

Als junger Dozent geriet Heinrich Greeven bald in die politischen Wirren der damaligen Zeit hinein. Auch darum legte er im März 1936 vor dem Konsistorium in Stettin die 2. Theologische Prüfung ab, um jederzeit ins Pfarramt wechseln zu können. Leider stehen mir nicht allzu viele Kenntnisse aus jener Zeit zur Verfügung. In einem von ihm mitunterzeichneten Brief vom 28. Nov. 1933 an den Deutsch-Christlichen Bischof in Stettin wird kritisiert, daß diejenigen Gemeindeglieder, die nicht Deutsche Christen bzw. deren Freunde und Kampfgenossen waren, als Gegner bezeichnet wurden, ja – so der Brief – „unsagbare Unterdrückungen und Bitterkeiten“ erfahren, aber auch jetzt von ihrem Verständnis von Evangelium und Kirche her nicht Deutsche Christen werden können. Zuerst müsse im Raum der Kirche unberechtigte Gleichschaltung in den kirchlichen Ämtern und Körperschaften behoben und das gleiche Recht aller auf dem Boden des Evangeliums stehenden Gemeindeglieder und Pfarrer wiederhergestellt werden. Heinrich Greeven war Mitglied der Bekennenden Kirche, hat sich aber mit anderen seiner Kollegen für eine begrenzte Zusammenarbeit mit den Provinzial-Kirchenausschüssen ausgesprochen, was seit der Synode in Oeynhausens unstritten war. Er hat aber vor allem daran festhalten wollen, daß auch dann, wenn die Wege politisch auseinandergehen, trotz aller Erschwerisse eine umfassende kirchliche und brüderliche Gemeinschaft da sein soll und kann. Wie immer seine eigenen politischen Optionen aussahen, darüber weiß ich nichts, jedenfalls aber hat er nach einem Brief des schon erwähnten Orientalisten Werner Cascel seine Ablehnung der Kirchen- und Rassenpolitik des 3. Reiches in aller Offenheit auch vor Kollegen und Schülern vertreten und Cascel die Treue gehalten, als dieser als Halbjuden seine Lehrbefugnis verlor. Auf einem der sog. Dozentenlehrgänge im

Frühjahr 1935 in Kiel-Kitzeberg, dessen Leiter die Auffassung vertrat, das Christentum gehöre abgeschafft, ist er zusammen mit Helmut Thielicke dem Lehrgangsleiter und den Absurditäten der sog. Weltanschauung Rosenbergs in Diskussionen offen und furchtlos entgegengetreten, was das Ende seiner Karriere bedeuten konnte, zumal er allmorgendlich im Aufenthaltsraum Choräle spielte, eine besondere Provokation für eine solche Schulungsstätte.

Im April 1937 wurde er dann vom Reichsminister für Erziehung und Volksbildung nach Heidelberg versetzt, um dort das Neue Testament in Vorlesungen und Übungen zu vertreten. Er wurde aber nicht – wie sonst üblich – zum apl. Professor ernannt, offensichtlich, weil er Mitglied der Bekennenden Kirche war. Diese Ernennung geschah erst 1948. In Heidelberg nahm dann ein längst vorhandenes, gleichsam latent gewesenes Schülerverhältnis zu Martin Dibelius Gestalt an, da es ihm die von Dibelius inaugurierte Formgeschichte schon früh angetan hatte. Hinzu kam ein freundschaftlich-fruchtbarer Umgang mit Dibelius auch in persönlicher Berührung, und so war es nur konsequent, daß er später, nach dem Tode von Dibelius, dessen Kommentare zum Kolosser-, Philipper- und Philemonbrief sowie den großen Jakobusbrief-Kommentar und die Aufsätze zur Apostelgeschichte herausgegeben und bei Neuaufgaben immer wieder up to date gebracht hat, eine nicht hoch genug zu rühmende selbstlose Arbeit, die sicher mit dazu beigetragen hat, daß vor allem der Jakobusbrief-Kommentar bis heute ein unüberholtes Standardwerk geblieben ist.

Mit Beginn des Krieges wurde Heinrich Greeven zum Militärdienst eingezogen und im Juli 1945 aus englischer Gefangenschaft entlassen. Er war bis 1947 Pfarrer in Wieblingen und kehrte erst dann vom Pfarramt an die Universität zurück. Er hatte dort zunächst Dibelius zu vertreten, der wenige Wochen nach seiner Rückkehr an die Universität verstorben war. Nach seiner Heidelberger Dozententätigkeit war er von 1950 an in Bethel, von 1956 an in Kiel und von 1964 an in Bochum Professor für Neues Testament.

Während all dieser Jahre hat er gleichzeitig viele andere Ämter bekleidet. Es ist nach dem schon vorhin vom Dekan und Prorektor Gesagten unnötig, noch einmal seine großen hochschulpolitischen Verdienste als Rektor in Kiel und Bochum, als Vorsitzender der Satzungskommission in der schwierigen Aufbauphase der Ruhr-Universität, als Vorsitzender des Evangelischen Fakultätentags u. ä. Funktionen in Erinnerung zu rufen, obwohl es charakteristisch für Heinrich Greeven war, daß er sich öffentlichen Ämtern und Verpflichtungen nie entzogen hat, seine Integrationskraft, seine Verwaltungsbegabung und sein Interesse für Menschen, seine Erfahrung und seinen Rat auch in solche Gemeinschaftsaufgaben mit aller ihm reichlich zur Verfügung stehenden

Phantasie und Energie bereitwillig eingebracht hat. Wer ist schon Rektor zweier verschiedener Universitäten gewesen?

Es kann ebensowenig meine Aufgabe sein, seine Tätigkeit in kirchlichen Kuratorien, Kommissionen, Ausschüssen, Kirchentagsgremien u. ä. zu würdigen. Sicher ist nur, daß ihm sein großes Wissen und seine unbestechliche Sachlichkeit auch hier überall Hochachtung und Respekt eingetragen haben. Ausdrücklich erwähnt werden soll aber doch seine langjährige Mitarbeit in dem vom ehemaligen Bischof Stählin und Kardinal Jaeger begründeten ökumenischen Arbeitskreis, der jedes Jahr zwischen Palmarum und Judica für drei Tage in Klausur ging, um die konfessionellen Unterscheidungen zu diskutieren, nach dem Motto (so Heinrich Greeven selbst in einem Brief): „Wir sind getrennt – Gott sei’s geklagt –, aber wir wollen wenigstens wissen, warum.“ Auch sein Beitrag hat dazu gedient, daß bei allem Vorbehalt gegenüber einem „schwärmerischen Fusionsenthusiasmus“ dort manche Überraschungen geschahen und Meinungsverschiedenheiten oft quer durch beide konfessionelle Hälften gingen. Während die ökumenische Zielsetzung für Heinrich Greeven zunächst lautete: „Wie können wir wieder zu einer Kirche werden?“, glaubte er später erkannt zu haben: „Wir sind doch eine Kirche. Wie können wir das besser als bisher zum Ausdruck bringen?“ Er selbst hat den seit 1947 bestehenden Kreis für eine der ergiebigsten Quellen gehalten, die dem Sekretariat Bea auf dem 2. Vatikanum zur Verfügung standen.

Diese Mitarbeit bei den „Kathogelen“ – wie er zu sagen pflegte – ist aber nur ein Indiz für sein fast enzyklopädisches Interesse. In der Laudatio der Universität St. Andrews anläßlich seiner Ehrenpromotion heißt es treffend und humorvoll, daß ihn altkeltische Siedlungen ebenso interessierten wie Autopreise und Waschmaschinen, daß er ein ebenso guter Kenner von Rheinweinen wie Bergsteiger und Briefmarkensammler war und – nicht zuletzt – ein vorzüglicher Musiker. Dabei hatte er bei aller Liebe zur Universität, die er als Bewahrerin und Vermittlerin des abendländischen Kulturerbes verstand, nie etwas Elitäres an sich. So wenig er von allgemeiner Gleichmacherei hielt, so sehr sah er es doch als seine Verpflichtung an, das Bewußtsein gegenseitiger Verantwortung so intensiv wie möglich zu fördern, speziell bei Studenten. Jede Verabsolutierung sozialer Unterschiede war ihm völlig fremd. Er hat die sog. einfachen Leute gemocht. In einem Brief schreibt er über seinen Aufenthalt in einem Krankenhaus in Schottland, das er nach einem Beinbruch aufsuchen mußte: „Man muß einfach auch einmal zwei Wochen in einer Glasgower Unfallklinik auf einem Saal mit 20 Betten gelegen haben, um diesem (schottischen) Volk ins Herz zu schauen.“ Nicht zufällig hat er auch seine Zeit als Pfarrer nie als verlorene, sondern als glückliche Zeit angesehen.

Wenngleich alle die hier nur kurz gestreiften Ämter und Aktivitäten unablässig zum Lebenswerk Heinrich Greevens hinzugehören, hat er seine eigentliche Aufgabe doch immer in Forschung und Lehre des Neuen Testaments gesehen. Wie sehr er gerade durch seine wissenschaftliche Arbeit in der neutestamentlichen Welt international Ansehen erworben hat, zeigen nicht nur seine Ehrendoktorhüte, sondern auch seine Wahl zum Präsidenten der Studiorum Novi Testamenti Societas. Dabei wird auch mitgespielt haben, daß er sich stets als verlässlicher und liebenswürdiger Kollege erwies, der anderen mit großer Herzlichkeit und Kollegialität begegnete, ja ihnen stets einen großen Vorschub an Vertrauen entgegenbrachte. Bei allem Charme war zwar auch ein Schuß Ironie in seinen Bemerkungen oft nicht zu überhören, aber er war doch immer ein moderater Kritiker. Scharfe Polemik nach der Devise „viel Feind, viel Ehr“ war nicht seine Sache. Seine Rezensionen waren immer vornehm und sachbezogen, präzise und kenntnisreich. Überhaupt war er offenbar kein Freund von Rezensionen (ich habe im ganzen nur neun gezählt), wie er sich denn auch nie allzusehr von Sekundärliteratur abhängig machte, sondern immer den eigenen Blick auf die Texte in den Vordergrund stellte und diese für sich selbst sprechen ließ. So sehr er allem Neuen gegenüber aufgeschlossen war (z. B. der Heranziehung des Computers in der Textkritik), so blieb er doch vielen modernen Methoden und Trends gegenüber eher zurückhaltend und skeptisch, z. B. beim Aufspüren von vermeintlichem Formelgut, so daß er Ernst Käsemann gegenüber einmal scherzhaft vorschlug, diejenigen Teile des Neuen Testaments als Sonderausgabe zu drucken, die noch nicht in den Verdacht vorgegebener und übernommener Formeln geraten waren, und er hat den Umfang auf höchstens 40 Nestle-Seiten geschätzt. Erst recht gegen alle Eskapaden bloß geistreicher Hypothesen oder gar hemmungslose Phantasieeinfälle hatte er eine tiefe Abneigung. Seine eigene Arbeit hat er immer nüchtern eingeschätzt. In einem epochemachenden Aufsatz über Propheten, Lehrer und Vorsteher bei Paulus hat er die Funktion der Lehrer im Unterschied zu der der Propheten darin gesehen, für die Kontinuität zu sorgen bzw. die Horizontale zu repräsentieren. Diese Charakterisierung legt sich auch für ihn selbst nahe. Er stand für Kontinuität und Tradition, nicht für sensationell Neues.

Nach seinen eigenen Worten wollte er selbst auf seinem geliebten textkritischen Arbeitsgebiet keine spektakulären Entdeckungen machen (mit aufregenden Handschriftenfunden oder -editionen hat er die Augen einer breiteren Öffentlichkeit denn ja auch nie auf sich gezogen). Vielmehr wollte er zu einem Blick in die eher staubige Werkstatt einladen, wo seit Generationen längst bekanntes Material sorgfältig geprüft und verarbeitet wird. Er war der Meinung, daß solche Verarbeitung mit den Funden nicht Schritt gehalten hatte und wollte das Seine

dazu tun, sich dieser dringlichen Aufgabe zu stellen. Er hatte dabei (so wieder er selbst) „keine überraschenden Neuigkeiten mitzuteilen“, sondern wollte Wohlbekanntes in die rechte Perspektive rücken, Akzente neu setzen, Verdrängtes in Erinnerung rufen. Damit hat er sich durchaus zutreffend selbst charakterisiert.

2. Nach diesen mehr persönlichen und allgemeinen Skizzen möchte ich nun Inhalt und Profil seiner Arbeit in der gebotenen Kürze zu umreißen versuchen. Schon in den ersten Jahren hat sich bei Heinrich Greeven, wie er es nennt, ein früher Trieb seines Lebensbaumes, nämlich die Sozialethik, zu einem der beiden Hauptstämme ausgewachsen. Dieser Hauptstamm hat auch später immer wieder neue Triebe hervorgebracht, wie aus seinen zahlreichen Veröffentlichungen über Mann und Frau, Gleichberechtigung, Ehe, Ehescheidung, Frau in der Kirche u. a. hervorgeht. Nicht zufällig hat er jahrelang den Vorsitz der Familienrechtskommission der EKD innegehabt. Die erste Frucht aber war seine Habilitationsschrift.

Diese ist 1935 unter dem etwas enigmatischen Titel „Das Hauptproblem der Sozialethik in der neueren Stoa und im Urchristentum“ erschienen und 1983 noch einmal nachgedruckt worden. Dieses Hauptproblem besteht für Heinrich Greeven in der Überwindung der sozialen Unterschiede. Die Arbeit beginnt mit den Sätzen: „Wo immer Menschen miteinander leben, da tritt notwendig eine gesellschaftliche Schichtung und Abstufung ein. Diese Tatsache hat eine entsprechende Abstufung der Werturteile zur Folge, mit denen die *communis opinio* die einzelnen Glieder der Gesellschaft unterscheidet.“¹ Eine sittliche Weltanschauung aber wird nach dem Verfasser immer darauf abzielen, „ihr Urteil vom Augenschein und vom Erfolg, d. h. von der Empirie, zu befreien und anderen Maßstäben zu unterstellen“. Daher beginne jede Sozialethik mit einem „Protest gegen die sozialen Unterschiede oder doch gegen die Heiligung und Verabsolutierung der darauf fußenden gesellschaftlichen Werturteile durch die öffentliche Meinung“. D. h. sie wird versuchen, „die vor Augen liegenden, fühlbaren sozialen Unterschiede als vorläufig, trügerisch oder unwesentlich“ zu erweisen, vor allem aber eine Lebensgestaltung in Angriff nehmen, „die die Ablehnung der sozialen Vorurteile und die neuen Maßstäbe in die Tat“ umsetzt².

Durch intensiven Vergleich stoischer und urchristlicher Äußerungen zur Gleichheit aller, zur Sklavenfrage, zu Reichtum und Eigentum, zu Frau und Mann kommt Heinrich Greeven zu dem Ergebnis, daß der Stoa diese Überwindung der sozialen Unterschiede nicht gelungen ist, und zwar darum, weil das individuelle Ideal des stoischen Weisen eine

¹ Hauptproblem, S. 1.

² Ebd., S. 1.

wirkliche Gemeinschaft von Mensch zu Mensch unmöglich macht³. Die Gleichheit aller Menschen wird zwar ähnlich betont wie im Urchristentum, doch diese Gleichheit gründet in der Stoa in der gemeinsamen Teilhabe an Natur und Vernunft, im Urchristentum aber in der Gemeinschaft der Gotteskindschaft. Zudem ist die Welt des Stoikers ohne Bewegung ... in stabilem Gleichgewicht“, die der Urchristenheit dagegen heilsgeschichtlich orientiert, zeitlich einmalig und unwiederholbar⁴, so daß alle Ordnungen dieser Welt „nie mehr als vorübergehende Geltung haben können“⁵, und das Natürliche, auf dem Wege vernünftiger Besinnung zu Erschließende anders als in der Stoa nicht das oberste Kriterium sein kann. Das hat nun gewichtige Konsequenzen auch in den sozialetischen Einzelfragen.

Ich kann auf die Behandlung der Sklavenfrage und des Problems Reichtum und Eigentum hier jetzt nicht näher eingehen und erwähne nur, daß es der Urchristenheit anders als in der Stoa dabei keineswegs allein auf die innere Freiheit und Selbstgenügsamkeit des einzelnen ankommt, sondern der Akzent ganz auf den Nächsten rückt⁶. Statt dessen wende ich mich gleich zum 4. Kapitel über Frau und Ehe, weil das ein Thema ist, das auch in den späteren Untersuchungen immer wieder aufgegriffen worden ist. Auch hier beobachtet der Autor, daß die Stoa die „ganze Problematik vom einzelnen Individuum aus“ betrachtet, während das Urchristentum von der Verpflichtung dem anderen gegenüber her denkt⁷. Wie weit dabei der Ordnungsgedanke oder der später auftauchende Begriff der Schöpfungsordnung für die urchristliche Sozialethik angemessen ist, das ist bis heute umstritten, jedenfalls aber wird mit Recht schon damals hervorgehoben, daß auch in einer solchen Ordnung wie der Ehe materialiter „die Christenpflichten der dienenden Liebe und der opferwilligen Rücksichtnahme zu dominieren“ haben⁸. Insofern ist also die Ordnung des gelebten christlichen Lebens nicht einfach mit der inhaltlichen Füllung von Ordnungen der Welt durch Nichtchristen zu identifizieren. Vielmehr sind markante Unterschiede und Besonderheiten zu konstatieren, die Christen von Nichtchristen bei allem Konsens an bestimmten Punkten bis in die materialetischen Konkretionen voneinander abheben und kenntlich machen. Entsprechend heißt es später im Rektoratsvortrag zum Thema ‚Evangelium und Gesellschaft in urchristlicher Zeit‘: „Eine Christenheit, von der man nichts merkt, um die die Welt sich gar nicht kümmert, wäre nicht das,

³ Ebd., S. 158f.

⁴ Ebd., S. 24.

⁵ Ebd., S. 27.

⁶ Ebd., S. 111.

⁷ Ebd., S. 139.

⁸ Ebd., S. 136.

was sie sein sollte. Ist sie doch in der Nachfolge ihres Herrn bestimmt zu einem Zeichen, dem widersprochen wird (Lk 2,34)⁹.

Wenn später die Weisungen der Bibel über das rechte Verhältnis von Mann und Frau behandelt werden, dann wird anders als in den rein exegetischen Arbeiten nicht allein der biblische Befund dargestellt und dabei immer wieder auf die Agape als das urchristliche Spezifikum und schlechthin Neue für die Geschlechterbeziehungen hingewiesen, sondern es werden auch hermeneutische und aktualisierende Erwägungen angestellt. Das Wort der Bibel ist für Heinrich Greeven keine zeitlos gültige Wahrheit, und ihr Wesentliches besteht nicht aus einzelnen Sätzen, sondern es basiert auf – wie er das nennt – „vorausgehenden Einsichten“ und „grundlegenden Tatbeständen“¹⁰. Die sieht er in einem Zweifachen: 1. Mann und Frau sind in gleicher Weise Geschöpfe Gottes, und 2. sie sind von Gott verschieden gewollt. Diese beiden Eckpfeiler tragen dann alles, was an „Konsequenzen“ genannt wird und doch nicht als direkte Ableitung aus den genannten Grundeinsichten verstanden werden soll, wobei hier die eschatologische Perspektive zurücktritt, was eine gewisse Spannung und Unausgeglichenheit zur Folge hat; einerseits heißt es: Keine neue gesellschaftliche Zuordnung im natürlichen sozialen Leben, keine Emanzipation und Fortschrittsgläubigkeit, andererseits aber: Die alte Welt „ist bereits in das Morgenrot einer neuen getaucht“, wobei dieses Licht der Erlösung die Welt nicht unverändert läßt¹¹.

Heinrich Greeven hat über solche Grundprobleme hinaus auch Spezialfragen aufgegriffen. So hat er 1968 m. E. erwiesen¹², daß das vielgequälte Wort über die Eunuchen (Mt 19,12) Jesu eigene Entscheidung zum ehelosen Leben um des Reiches Gottes willen im Blick hat, vor allem aber hat er die Ehescheidungsperikope in Mk 10,1 ff. durch eine detaillierte Exegese in ein neues Licht gerückt. Früher nahm man meist an, Jesus habe in der Vorschrift des Mose über den Scheidebrief eine Konzession an die Herzenshärte gesehen, die er dem uranfänglichen Gotteswillen entgegenstellt. Nun aber wird die übliche Übersetzung der auffälligen Formulierung πρὸς τὴν σκληροκαρδίαν („um eurer Herzenshärte willen“) schon philologisch als falsch erwiesen, aber auch sachlich mit dem biblischen Gottesgedanken für unvereinbar erklärt, weil Gott auf die Verstockung des Herzens sonst nicht einfach mit Nachgeben reagiere. Die Herzenshärte ist das Ziel und nicht der Grund der Scheidebriefregelung. Mose hat nach dieser Sicht mit dem Scheidebriefinstitut nicht die von Gott verfügte Ordnung gebrochen,

⁹ Evangelium, S. 121.

¹⁰ Weisungen, S. 15.

¹¹ Ebd., S. 17.

¹² Ehe, S. 373.

sondern schuldhaftes Handeln aus Heimlichkeit und Anonymität gezogen und „vor Gott und Welt festgehalten“¹³. Es gibt inzwischen auch andere Erklärungen als diese auf den *usus elencticus* des Gesetzes zielende, aber das Verdienst von Heinrich Greeven bleibt es, die früheren Auslegungen überzeugend überwunden zu haben. Die zweite Beobachtung, die Jesu Eheverständnis von dem seiner Umwelt unterscheidet, verdient ebenso festgehalten zu werden: In einer Umwelt, in der die Ehe im wesentlichen als sachenrechtliche Größe bzw. als Eigentumsverhältnis verstanden wurde, so daß z. B. der Mann nur die Ehe eines anderen brechen kann, die Frau aber nur die eigene, konnte Jesu Wort, wonach die Ehescheidung dem Ehebruch gleichgestellt wird, nur als Provokation aufgefaßt werden¹⁴.

Sozialethische Entwürfe, auch retrospektive, bleiben immer zeitgebunden und perspektivenabhängig, und gerade hier gilt das, was Heinrich Greeven wußte, daß nämlich gelöste Fragen oft weniger taugen als offengebliebene. Aber es sollte doch wohl andeutungsweise deutlich geworden sein, daß er keineswegs allein offene Fragen hinterlassen, sondern in vieler Hinsicht Weichen gestellt hat, die den Gang der Diskussion bis heute mitbestimmen.

3. Der andere Hauptstamm seines Lebensbaumes, die Herstellung des originalen Evangelientextes nämlich, wird aber vermutlich noch länger Früchte tragen. Diese andere Hauptseite seiner Arbeit hat ihn auch zeitmäßig am intensivsten in Anspruch genommen und bis in seine letzten Lebensstage hinein beschäftigt. Schon sehr früh (1951) hat Heinrich Greeven beklagt, daß die große von Tischendorf und seinen Vorläufern begründete Tradition der Textkritik in unserem Lande abzureißen drohte, und sieht man von Münster ab, ist es ja tatsächlich in den letzten 40 Jahren kaum anders geworden, obschon sich gerade Heinrich Greeven dieser Entwicklung mit Nachdruck entgegenstemmt hat. Hier sind zunächst seine methodischen Überlegungen in Erinnerung zu rufen, die er schon den Anfängern in Proseminaren intensiv nahezubringen verstand und die sich auch mir bis heute unvergeßlich eingepägt haben. Da die Originale der Schriften des Neuen Testaments ausnahmslos verloren sind, besteht die Aufgabe der neutestamentlichen Textkritik bekanntlich in der Rekonstruktion des Urtextes aus den Tausenden verschiedener Handschriften. Wie ist unter den verschiedenen Varianten des Handschriftenmaterials der Urtext zu finden und wie die Entstehung der abweichenden Lesarten zu erklären? Beide Fragen sind nur zugleich zu beantworten. So heißt es im Artikel „Text und Textkritik der Bibel“ in der RGG: „Wer aber eine bestimmte

¹³ Ebd., S. 378.

¹⁴ Ebd., S. 381.

Lesart für Ur-T.[ext] hält, muß gleichzeitig plausibel machen, wie die von ihm verworfenen Lesarten entstanden sind. Und umgekehrt: Ist die Entstehung einer Lesart ohne weiteres erklärbar, so hat die Gegenlesart den höheren Anspruch darauf, als Ur-T. zu gelten“ (Bd. VI, Sp. 716). Dieses Kriterium steht für ihn, wenn auch nicht exklusiv, in der Mitte seiner Überlegungen zur Textherstellung, deren gebotener Ausgangspunkt darum der Einsatz bei der Einzelstelle ist, von manchen z. T. etwas despektierlich „Eklektizismus“ geheißen.

Auszuschließen ist danach jedenfalls, was Kilpatrick den ‚Kult der besten Handschrift‘ genannt hat¹⁵, denn Kontamination ist die Regel und nicht die Ausnahme und kann bei allen Vorlagen stattgefunden haben, so daß bei keiner Handschrift wertlose Lesarten auszuschließen sind. Handschriften sind eben „ohne Ausnahme einem Sammelbecken“ zu vergleichen, in das, wie er sagt, der Strom „der Überlieferung die unterschiedlichsten Materialien hineingeschwemmt hat“¹⁶. Das heißt aber: „Eine Lesart verdient niemals deshalb den Vorzug vor einer anderen, weil sie in einer bestimmten Handschrift steht ... Eine Handschrift ist kein Mensch, dem man Vertrauen schenkt, wenn man ihn wiederholt als zuverlässig empfunden hat“¹⁷. Damit wird nicht bestritten, daß auch das Alter einer Handschrift und ihr Verhältnis zu anderen Handschriften zu beachten bleiben, ebenso ihre Zugehörigkeit zu sog. Rezensionen, die nach Heinrich Greeven als „Kristallisations-Zentrum“ bzw. „magnetischer Pol“ aufzufassen sind und die er mit einem Floßbau aus wild dahintreibenden Baumstämmen verglichen hat¹⁸.

Auch das Studium des Verhaltens der Abschreiber sowie die im Laufe der Zeit entwickelten textkritischen Regeln, daß die schwierigere oder kürzere Lesart den Vorzug verdient, auch dies und anderes hat bei der Gewinnung des Urtextes durchaus ein gewichtiges Wort mitzureden. Der primäre methodische Grundsatz aber wird so formuliert: „Diejenige Variante hat Anspruch darauf, als Ur-T.[ext] zu gelten, aus der die Entstehung der übrigen am einleuchtendsten erklärt werden kann“¹⁹. Diese „Gefälle-Prüfung“, wie Heinrich Greeven das nannte, ist das erste, und erst in zweiter Linie hat die Bezeugung das Wort, und erst in dritter Linie kommt das in Ansatz, was für viele irrigerweise immer noch das Entscheidende ist, was nämlich dem Autor einer Schrift zuzutrauen und an der betreffenden Stelle zu erwarten ist.

Nun gilt das für das gesamte Neue Testament. Die synoptischen Evangelien aber, deren Text sich Heinrich Greeven besonders intensiv

¹⁵ Erwägungen, S. 284.

¹⁶ Ebd., S. 283.

¹⁷ Ebd., S. 284f.

¹⁸ Ebd., S. 286f.

¹⁹ Text, Sp. 723.

gewidmet hat, bilden mit ihren zahlreichen harmonistischen Lesarten einen Sonderfall, denn hier sind die Motive der Veränderungen leichter zu erkennen. Weil das Matthäus-Evangelium, wie schon die größeren textkritischen Apparate bei Markus und Lukas zeigen, fester und fehlerfreier tradiert worden ist – Heinrich Greeven nennt Matthäus den „Dienstältesten“ der Synoptiker, d. h. das am ehesten und allgemeinsten in kirchlichem Gebrauch stehende synoptische Evangelium –, hat es am nachhaltigsten einen Einfluß auf die synoptischen Parallelstücke ausgeübt. An vielen Beispielen kann er zeigen, daß diese Beobachtung gegen die Zahl, gegen das Gewicht und gegen das Alter der Bezeugung mit Vorrang in Rechnung zu stellen ist. Dieser methodische Gesichtspunkt hat ihn im übrigen schon in seiner Dissertation geleitet. Schon dort plädiert er z. B. in der umstrittenen Frage nach dem Urtext des lukanischen Vater-Unsers trotz der äußerst dürftigen Bezeugung für die Ursprünglichkeit der Geistbitte in Lk 11,²⁰. Und dieser methodischen Linie ist er auch später treu geblieben.

Heinrich Greeven hat sich daneben auch manchem textgeschichtlichen Spezialproblem zugewandt und z. B. auf die Forschungen von Collwell, Metzger u. a. zur Textgestalt der Evangelienlektionare²¹ aufmerksam gemacht. In einer ungemein diffizilen Besprechung hat er noch einmal darauf hingewiesen, daß es neben den griechischen Handschriften, den Übersetzungen und Väterzitatzen auch die sog. Lektionare gibt und in diesen Perikopenbüchern, deren Texttyp oft von Perikope zu Perikope wechselt, die einzelnen Perikopen erstaunlicherweise diesen oder jenen Texttyp bezeugen, also ihr je eigenes Profil haben. Zudem hat er in Zusammenarbeit mit Michael Job die älteste georgische Vier-Evangelien-Handschrift ins Deutsche übersetzt.

Seine textkritische Methodik hat Heinrich Greeven dann vor allem auch in seinem großen Haupt- und Standardwerk, der Synopse der Evangelien, bewährt, deren originäre Textbasis seine eigentliche wissenschaftliche Leistung bleiben wird. Als er mit der Arbeit an seiner Synopse begann, war der Nestle-Text noch praktisch die Basis fast aller Exegeten, und dessen Text war weitgehend von der Überzeugung geprägt, daß der ägyptische Texttyp dem Urtext am nächsten kommt. Mittlerweile hat sich durch die neue Herausgabe des „Nestle“ durch Aland die Situation zwar grundlegend gewandelt, doch das Besondere an der Rekonstruktion, jedenfalls der Evangelien, bei Heinrich Greeven ist dies, daß sein in der Synopse abgedruckter Text im Unterschied zur Alandschen Synopse nicht mit dem Novum Testamentum Graece übereinstimmt, also an bestimmten Stellen andere textkritische Ent-

²⁰ Gebet, S. 73f.

²¹ Textgestalt, Sp. 513–522.

scheidungen zugrunde liegen, eine heilsame Erinnerung daran, daß auch der „Nestle/Aland“ kritisch zu befragen bleibt und nicht ohne weiteres mit dem Originaltext übereinstimmt.

Bei dieser Herstellung des Textes, der Auswahl der Varianten und nicht zuletzt der Überprüfung der Zeugen – eine ungemein spröde und entsagungsreiche Arbeit – kannte er keine Ermüdungserscheinungen. Man macht sich wahrscheinlich oft nicht genügend klar, was es an Arbeitsfülle und Arbeitsintensität bedeutet, wenn heute ein einzelner sich eine solche neue Edition vornimmt. Gewiß hat er großzügige und kollegiale Hilfe vor allem von Münster erfahren, aber hinter jeder Zeile steckt eine riesige Arbeit, die er allein geleistet hat. Auch die Drucklegung war mit immensen Schwierigkeiten verbunden. Schon als er die letzten Fahnen zum Textsatz der Synopse noch ohne Apparat abgeliefert hatte, schrieb ihm der Verleger, die Setzer wollten nicht mehr mitmachen, es sei zu schwierig, wobei nach einigem Hin und Her dann doch noch eine befriedigende Lösung gefunden wurde. Es war ihm aber nicht immer leicht, mit dem unausgesprochenen Vorwurf zu leben, er stelle zu hohe Korrekturanforderungen. Überhaupt hatte seine ein Höchstmaß an Konzentration erfordernde Arbeit natürlich ihren Preis. Als einer, bei dem vor allem das Bemühen um den Urtext und das philologische Rüstzeug für das exegetische Wächteramt die Hauptrolle spielte, fühlte er sich wegen seiner Spezialisierung zuweilen etwas einsam und zweifelte an der sog. „Relevanz“ seines Tuns, doch hat er auch in solchen Zeiten am Sinn der eigenen Arbeit festgehalten, wenngleich er bisweilen bedauerte, bei seiner ungemein zeitverschlingenden Detailarbeit den umfassenden Überblick in seiner Disziplin nicht mehr zu erreichen. Aber wer erreicht den heute überhaupt noch!

Man sagt: „Gut Ding will Weile haben.“ Diese Synopse hat ihn über 20 Jahre konzentrierter Arbeit gekostet, aber es hat sich gelohnt. Die Kritik hat mit Recht von einem veritablen Kompendium gesprochen, das Heinrich Greeven durch seine Synopse erstellt hat. Auswahl und Bezeugung der Varianten übersteigen die früheren Auflagen der Huckschen Synopse beträchtlich (oft nimmt der textkritische Apparat die Hälfte einer Seite und mehr ein), und die textkritischen Entscheidungen weichen an zahllosen Stellen davon ab. Natürlich sind auch kritische Fragen gestellt worden, etwa was die Bevorzugung der harmonistischen Varianten und die Auswahl der angeführten 61 Minuskeln betrifft, auch hinsichtlich der Übersichtlichkeit der Textanordnung oder der Leichtigkeit bzw. Schwierigkeit der Entschlüsselung des Apparates. Heinrich Greeven selbst hat bedauert, in der Einleitung mehr versprochen zu haben, als er hinterher gehalten hat, und z. B. die Kritik von Barbara und Kurt Aland in ihrem „Text des Neuen Testaments“, daß ihm nämlich von den als Urtext angenommenen Lesarten früherer Autoren zahlreiche

entgangen seien, selbstkritisch als Manko angesehen. Das ändert aber nichts an der Bedeutung seiner Textkonstitution. Er war sich über den Hypothesencharakter aller textkritischen Ergebnisse sehr wohl klar, aber er hat doch die hohe Wahrscheinlichkeit vieler dieser Ergebnisse ebenso deutlich hervorgehoben. Er wollte dies zusätzlich in einem textkritischen Kommentar zum Markusevangelium, dem er die letzten Jahre seines Lebens gewidmet hat, exemplarisch verdeutlichen und seine einzelnen Entscheidungen ausführlich begründen. Glücklicherweise war die Arbeit daran so weit fortgeschritten, daß wir damit rechnen dürfen, daß sie auch posthum noch ihren Abschluß finden und seine Synopse dadurch an Wert gewinnen wird.

4. Nicht zur erbaulichen Abrundung, sondern aus der von Heinrich Greeven vertretenen Sache heraus soll am Schluß noch ein anderes Thema zur Sprache kommen, das ihn ebenfalls von allem Anfang an mehrfach beschäftigt hat: die neutestamentliche Eschatologie. Schon in seiner Dissertation „Gebet und Eschatologie im Neuen Testament“ spielt die urchristliche Zukunftserwartung eine entscheidende Rolle. Die Erstlingsarbeit steht damit zunächst in der Tradition der neutestamentlichen Forschung der vorangehenden Jahrzehnte, die von der Eschatologie her ein neues und tieferes Verständnis der Urchristenheit gewonnen hatte²², aber Heinrich Greeven betrachtete auch selbst das Interesse an der Eschatologie als etwas „Unveräußerliches“. Seine Untersuchung konnte nun zeigen, wie sehr diese Erwartung des Endes aller Dinge auch das Gebet, seiner Meinung nach das Zentrum der Frömmigkeit, beeinflußt hat. Nicht zufällig sind ihm daraufhin auch alle Artikel im Theologischen Wörterbuch, die das Gebet berühren, übertragen worden. Ich muß diese Untersuchung, soweit das Gebet davon betroffen ist, hier beiseite lassen und erwähne nur, daß sie noch einmal bestätigt hat, wie stark Jesus in der Gebetstradition Israels stand, wie sehr die Urchristenheit das Beten als Möglichkeit rückhaltlosen Redens mit Gott auffaßte und von einer unerschütterlichen Erfüllungsgewißheit – übrigens ohne Unterschied zwischen materiellen und geistlichen Gütern – erfüllt war²³. Man mag je nach eigener Einstellung aus heutiger Sicht Heinrich Greevens großes Zutrauen zur historischen Zuverlässigkeit vieler Jesusüberlieferungen mit Kritik, Zurückhaltung oder Zustimmung begegnen, am Gesamtergebnis etwa zu Jesu Eschatologie aber kann kaum ein Zweifel bestehen: Beten gibt Anteil am Reich Gottes, das einerseits eine Zukunft ist, „die schon in der Gegenwart Fuß gefaßt hat“, und doch zugleich Hoffnungsgut bleibt²⁴, ja sein Schwergewicht in der Zukunft

²² Gebet, S. 7.

²³ Ebd., S. 70f.

²⁴ Ebd., S. 60f.; 150f.

behält²⁵. Auch bei Paulus findet Heinrich Greeven, anders als in der Mystik, für die eine parallele Zeitlinie indifferent neben dem diesseitigen Leben einherläuft, ein Wissen darum, „daß die andere Linie, der andere Äon, seine Lebenslinie einmal schneiden wird“²⁶, d. h. die Lebenslinie des Paulus „ist im wesentlichen dadurch bestimmt, daß Gottes Linie auf sie zukommt“, so daß die beiden Linien einen Winkel bilden, der sie aufeinander zuführt²⁷.

Heinrich Greeven hat später in einem Aufsatz über „Kirche und Parusie Christi“ (KuD 1964) das eschatologische Thema erneut aufgegriffen. Nach Beobachtungen zum Sprachgebrauch (*παρουσία* ist nicht die einzige, ja nicht einmal vorherrschende Vokabel für das Ende des alten Äons und die Erfüllung aller Heilserwartung) stellt er als erstes fest, daß beim Gedenken der Urchristenheit an die Parusie „die Vereinigung mit ihrem Herrn“ das Wichtigste ist. „Nicht der zur Tafel der Götter erhobene Heros, aber auch nicht die gerettete Seele oder der zum Himmel entrückte Gottesmann“ bestimmt nach Heinrich Greeven „das Bild der Endvollendung“, sondern die „um den Herrn gescharte Gemeinde“²⁸. Diese eschatologische Gemeinde aber ist „umfaßt von der großen Vollendung, mit der die Schöpfung aus Gottesferne und Vergänglichkeit heraus – und mit Gottes Hilfe zu ihrem ewigen Ziel kommt“²⁹. Die Parusie bringt freilich zugleich das Gericht, und – wie wir alle – hat auch Heinrich Greeven sich schwergetan, die Spannung zwischen Gerichtserwartung und Heilsgewißheit angemessen zu wahren, doch ist es sicher zutreffend, daß nicht eine „stetig anwachsende Kurve sittlicher Perfektion“ anvisiert wird, sondern „Gottes gnadenvolles Hinüberretten“³⁰. Niemals verstummt dabei die Zuversicht, „daß der Richter auch zugleich der Retter sein will und sein wird“³¹, zumal er Gericht und Gnade schon hier und jetzt erfahren läßt³², und die Kirche von Ostern her kommt.

Auch in diesem Aufsatz begnügt sich Heinrich Greeven nicht mit dem exegetischen Tatbestand, sondern stellt am Schluß die Frage, von der wir uns, wie er sagt, um den Preis der intellektuellen Redlichkeit nicht dispensieren dürfen, ob nämlich das moderne Weltbild dem Parusieglauben widerspricht, weil jeder vernünftige Mensch mit dem Weitergehen der Geschichte rechne. Er antwortet: „Gewiß, der vernünftige Mensch tut das. Aber ist er darin wirklich vernünftig – angesichts der Todesge-

²⁵ Ebd., S. 127.

²⁶ Ebd., S. 185.

²⁷ Ebd., S. 185.

²⁸ Kirche, S. 118.

²⁹ Ebd., S. 117.

³⁰ Ebd., S. 125.

³¹ Ebd., S. 127.

³² Ebd., S. 131.

wißheit und der ständigen Bedrohung seines Lebens bis hin zur atomaren Katastrophe? ... Heißt es, dem Menschen von heute ... zuviel zuzumuten, daß er die Vorstellung von einer Ewigkeit, die nur endlos fortgesetzte Zeit wäre, aufgeben soll?“ Öffne man sich aber dem Gedanken, daß unsere Zeitlichkeit ein Ende hat, so fallen nach Heinrich Greeven „Parusie Christi, atomare Menschheitskatastrophe und eigener Tod in eins. Eins wie das andere wirft uns an den Strand der Ewigkeit“. Er schließt den Aufsatz mit Sätzen der Hoffnung, die auch uns Hoffnung zu geben vermögen und mit denen auch ich schließen will: „Worauf wir auch zugehen mögen, als einzelne, als Kirche, als Menschheit, wir gehen auf die Parusie des Herrn zu. Wir fallen unausweichlich in die Hände des lebendigen Gottes. Wir haben das Gericht zu erwarten und dürfen mitten im Gericht uns der Gnade Gottes in Christo Jesu anbefehlen“³³.

Ausgewählte Bibliographie Heinrich Greeven

Die vollständige Bibliographie von R. Linßen in: Studien zum Text und zur Ethik des Neuen Testaments, Festschrift zum 80. Geburtstag von Heinrich Greeven, hrsg. v. Wolfgang Schrage, Berlin/New York 1986 (Beiheft zur Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 47), S. 450–456.

1. Gebet und Eschatologie im Neuen Testament. [= Greifswald, Theol. Diss. vom 6. 12. 1930] Gütersloh 1931 (Neutestamentliche Forschungen Reihe 3, Heft 1); zitiert: Gebet.
2. Das Hauptproblem der Sozialethik in der neueren Stoa und im Urchristentum. [= Greifswald, Habil. Schr.] Gütersloh 1935 (Neutestamentliche Forschungen Reihe 3, Heft 4); zitiert: Hauptproblem.
3. Die Textgestalt der Evangelienlektionare. In: Theologische Literaturzeitung 76 (1951) Sp. 513–522; zitiert: Textgestalt.
4. Propheten, Lehrer, Vorsteher bei Paulus. Zur Frage der „Ämter“ im Urchristentum. In: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 44 (1952/53) S. 1–43; zitiert: Propheten.
5. Die Weisungen der Bibel über das rechte Verhältnis von Mann und Frau. In: Ehe und Eherecht. Mit Beiträgen von Heinrich Greeven u. a., Stuttgart 1954, S. 5–17 (Kirche im Volk 12); zitiert: Weisungen.
6. Zu den Aussagen des Neuen Testaments über die Ehe. In: Zeitschrift für evangelische Ethik 1 (1957) S. 109–125; zitiert: Aussagen.
7. Erwägungen zur synoptischen Textkritik. In: New Testament Studies 6 (1959/60) S. 281–296; zitiert: Erwägungen.
8. Artikel: „Text und Textkritik der Bibel. Neues Testament“. In: RGG³, Bd. VI, Tübingen 1962, Sp. 716–725; zitiert: Text.

³³ Ebd., S. 134f.

9. Kirche und Parusie Christi. In: Kerygma und Dogma 10 (1964) S. 113–135; zitiert: Kirche.
10. Evangelium und Gesellschaft in urchristlicher Zeit. In: Festschrift zur Eröffnung der Universität Bochum. Hrsg. v. H. Wenke und J. H. Knoll, Bochum 1965, S. 105–121; zitiert: Evangelium.
11. Ehe nach dem Neuen Testament. In: New Testament Studies 15 (1968/69) S. 365–388; zitiert: Ehe.
12. [Huck-Greeven] Synopse der drei ersten Evangelien mit Beigabe der johanneischen Parallelstellen / Synopsis of the First Three Gospels with the Addition of the Johannine Parallels. 13. Auflage, völlig neu bearbeitet von / 13th edition, fundamentally revised by Heinrich Greeven, Tübingen 1981; zitiert: Synopse.